

Illustriertes Sonntags-Blatt

zur
Amtlichen Taunus-Zeitung.
Verlag von Ph. Kleinböhl in Königstein i. T.

1916. * Nr. 25

Die Liebe einer Frau.

Ein Künstlerroman von Paul Blü.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der nächste Morgen brachte Werner eine neue Überraschung. Schon um neun Uhr war Bruno bei ihm. „Junge“, sagte er und begrüßte ihn freudig, „bist du endlich wieder da?“ Und er umfaßte seinen lieben Schützling und zog ihn ans Herz.

Stumm und innig froh begrüßte Werner ihn.

„Nun sage mir aber mal ganz ehrlich, mein lieber Kerl, weshalb du dich so lange da draußen herumgetrieben hast“, rief Bruno. „Junge Eheleute soll man allein lassen.“

„Unsinn! Flitterwochen dauern drei Monate — aber höchstens, dann kennt man sich.“ — Werner sah betroffen auf. Was war das für ein Ton? Was lag darin?

„Nun ja! Wundert dich das? Ich bin doch kein Jüngling mehr. In meinen Jahren denkt man über so etwas verständiger.“

Immer noch sah Werner ihn stumm an.

„Abgesehen, wie hast du Francesca gefunden? Hat sie sich nicht verändert?“

„O ja!“ antwortete der andere langsam.

„Nicht wahr? — Und leider nicht zu ihrem Vorteil!“ fiel Bruno nun lebhaft ein.

Eine Pause trat ein. Dann fragte Werner ein wenig zögernd: „Was glaubst du, daß deiner Frau fehlt?“

„Nichts fehlt ihr! Launen hat sie. Wie alle Frauen!“

Der Freund schwieg betrübt.

Diese Worte taten ihm sehr weh. —

Und erregt, fast mürrisch fuhr Bruno fort: „Ich habe schon etwas durchgemacht mit ihr, das darfst du mir glauben. Sie hat einen Kopf von Eisen; was sie nicht will, das tut sie nicht. Jetzt bin ich ja darüber hinweg. Jede Ehe ist ein Kompromiß. Sie geht ihren und ich gehe meinen Weg. So leben wir ganz glücklich und kommen recht gut miteinander aus.“

Sprachlos war Werner. Das hatte er nicht erwartet.

„Aber reden wir von etwas anderem. Reden wir nun mal von dir. Wo sind deine Arbeiten? Du hast doch hoffentlich etwas getan?“ Werner holte seine neuen Studien vor.

„Ah“, rief Bruno ehrlich erfreut, als er die Blätter durchsah, „brav, mein Junge! Du tannst etwas! Ich habe mich nicht getäuscht in dir, das freut mich!“

Glücklich war Werner, glücklich und stolz, denn an dem Urteil seines Meisters lag ihm viel.

Dann drängte Bruno hastig weiter: „So, nun komme zu mir ins Atelier und sieh dir meine Sachen an. Ich habe nämlich wenig Zeit. Rasend viel zu tun! Ich arbeite jetzt wie ein Pferd. Arbeit ist noch das einzige, was mir Freude macht.“

Sie gingen. Unterwegs erzählte Bruno unausgesehrt von seinen glänzenden Beziehungen, von seinen enormen Erfolgen und von den vielen Aufträgen, die er in der Tasche hatte.

Stumm hörte Werner zu, und je mehr er hörte, desto mehr wuchs sein Erstaunen, und endlich erkannte er zum Erschrecken

klar, daß auch der Freund ein anderer geworden war. Und das betrübt ihn tief.

Dann betraten sie das Atelier. Erstaunt sah der Freund sich um. Wo war die schlichte Einfachheit von ehemals geblieben?

Bruno bemerkte sein Erstaunen. Lächelnd sagte er: „Du wunderst dich über diese Eleganz? Ja ja, mein Junge, das ist nun mal nicht anders. Die Zeit der Bohème ist vorbei. Jetzt bin ich ein Mann, zu dem die reichsten Leute

kommen — ein Mann, dem man horrende Preise zahlt, und somit muß ich mich schon mit einem gebiegenen Luxus umgeben.“

Werner schwieg. Dann trat er zu den Bildern. Aufmerksam und prüfend ging er von dem einen zum anderen. Aber je länger er vor den Arbeiten stand, desto erstaunter erschraf er.

War das möglich? War denn das möglich?

Wo war die feine, vornehme Art geblieben, die sonst des



Innere einer zerstörten Kirche an der österreichisch-ungarischen Kampffront. Kilophot, Wien.

Meisters Bildern den Stempel der wahren, großen Kunst gab? Wo war die Großzügigkeit der Auffassung? Wo die feine Ausführung, der man es ansah, daß das Bild mit inniger Liebe gemalt war — wo? wo?

Er glaubte zu träumen. Denn das, was er da sah, das war wenig besser als der Durchschnitt, das war salopp und handwerksmäßig heruntergegriffen, das hatte mit echter Kunst nichts, gar nichts zu tun. Traurig, zum Weinen traurig war es.

Endlich wurde Bruno ungeduldig. „Nun, warum sagst du nichts? Oder gefallen dir die Bilder etwa nicht?“

Noch immer schwieg Werner. Was sollte er denn jetzt sagen? Er, der Schüler, konnte doch den Meister nicht tadeln! Ratlos stand er da. Endlich begann er zögernd: „Du malst ja jetzt so viel auf einmal? Das tatest du doch früher nie!“

Bruno lachte nervös.

„Du sprichst wie ein Kind! Früher! Die Zeiten von damals sind doch jetzt nicht mehr! — Gewiß male ich zu viel. Und ich wäre ein Tor, würde ich es nicht tun! Jetzt bin ich ein berühmter Mann, jetzt bin ich Mode, also nütze ich die Zeit gehörig aus. Wer weiß denn, wie lange ich noch der Gott des Publikums bin?“

Werner war entsetzt. Nie, nie hätte er so etwas vorgeahnt. Bekümmert schwieg er.

Da drängte Bruno ihn: „Sei doch ehrlich, Mensch! Was hast du denn an den Bildern dort auszusetzen?“

Und bedächtig erwiderte der andere: „Mir scheint, du malst jetzt anders als früher.“

„Natürlich tue ich das! Vor allem schneller!“

„Ob das aber gut ist, Bruno?“

„Also findest du es nicht?“

„Es will mir so scheinen, als ob du nervös dabei geworden bist.“

Da schwieg Bruno ein Weilchen. Dann brach er das Thema kurz ab und sprach von anderen Dingen.

Und bald darauf ging Werner. Von dem Tage an zeigte ihm Bruno niemals mehr seine Arbeiten, auch sprach er nie mehr mit ihm über Kunst und künstlerische Auffassung.

Ganz unmerklich war etwas wie eine innere Trennung der zwei bisher so treuen Freunde erfolgt; zwar sahen sie sich noch, verkehrten in alter, kameradschaftlicher Weise miteinander, dennoch aber fehlte das intime Band, das die Seelen mit feinen Fäden zusammenhält. Und jeder merkte, daß allmählich ihre Wege sich mehr und mehr trennen würden.

Werner litt unendlich darunter, denn er liebte ja den Freund noch immer von ganzem Herzen. —

Einmal sprach er darüber mit einem bekannten Kunstkritiker. Der antwortete lakonisch: „Ja, das ist leider nur zu wahr. Von Bild zu Bild wird er salopper und fahrig. Mit Bedauern habe ich das auch schon festgestellt. Es geht gewaltig bergab mit ihm. Wieder ein neuer Beweis, wie die Mode, diese verdammte Tyrannin, uns die besten Künstler verdirbt!“

13.

Anfangs Dezember bekam Werner einen Brief von Francesca. Sie schrieb:

„Warum kommst Du denn gar nicht mehr? Du bist ein recht schlechter Freund. Ich hatte mich gefreut, daß ich nun jemand haben würde, der mich fleißig spazieren führt, und nun ist es nichts mit der Freude. Schade, daß ich mich so in Dir getäuscht habe. Jetzt bin ich nun ganz allein. Bruno ist seit gestern verreist. Er bleibt vierzehn Tage bis drei Wochen. Er malt eine Decke im Schloß eines Fürsten. Sei lieb, komm ein wenig zu mir! Es ist zum Sterben einsam.“

Gruß

Francesca.“

Schon in der nächsten Stunde war er da.

Mit offenberzig-naiver Freude begrüßte sie ihn: „Das ist lieb und brav von dir! Ich hatte schon gemeint, du habest uns ganz und gar vergessen! Weshalb läßt du dich denn so selten sehen?“

Ja, weshalb? Die Wahrheit konnte er ihr doch nicht sagen!

Also redete er sich nach Kräften aus mit Arbeiten, Besuchen, neuen Beziehungen und so weiter.

Dann gingen sie spazieren. Im Tiergarten lag hoher Schnee.

„Ach, mein Arco,“ jammerte sie, „da unten werden jetzt die Oliven reif. Fast in jedem Baume sitzt ein Bürsche, der die kleinen, schwarzen Beeren pflückt. Und hier sehe ich nichts als kahle Bäume.“

Behnützig lächelte er: „Du verlangst ein bißchen zu viel; hier in Deutschland gedeihen keine Oliven.“

„Wenn es nur nicht so bitter kalt wäre!“ Und fröstelnd preßte sie den kleinen Ruff ans Gesicht.

Plötzlich fragte er: „Kannst du Schlittschuh laufen?“

Sie lachte. „Woher soll ich das denn können? Wir haben doch niemals so viel Eis.“

„Dann mußt du es lernen. Das wird dich gesund und fröhlich machen. Ich werde es dir beibringen.“

Er führte sie nach dem Neuen See, auf dessen spiegelglatter Fläche sich zahllose Menschen tummelten.

„Nun, was sagst du dazu?“

„O, es gefällt mir schon, nur fürchte ich, daß ich es nicht so leicht lernen werde.“

„Laß mich nur machen,“ tröstete er, „wir fahren von nun an jeden Morgen hinaus nach dem Grunewaldsee, da sind wenig Menschen, da werde ich dich unterweisen.“

Freudig willigte sie ein. Und gleich am nächsten Vormittag begannen sie. Frisch und fröhlich ging sie ans Werk. Es hatte den Reiz der Neuheit für sie. Zwar fiel sie ein paarmal ganz derb hin, aber das tat ihr nichts. Mit neuem Mut begann sie immer wieder. Und schon nach drei Tagen war sie so weit, daß sie mit Werner zusammen, Hand in Hand, ein wenig laufen konnte.

„Na, ist das nicht eine gute Idee von mir?“ Lachend sah er ihr ins Gesicht, das schon ein bißchen gesunde Farbe bekam.

Bergnügt nidte sie ihm zu, es gefiel ihr gut. Und er war glücklich, daß er ihr Freude schaffen konnte und sie von ihren trüben Gedanken abgelenkt hatte.

Nach kaum einer Woche war sie so weit, daß sie sich mit ihrer Kunst schon sehen lassen konnte.

Doch die Seen des Tiergartens besuchten sie nicht; die junge Frau wollte keine Bekannten treffen. Und so fuhren sie hinaus nach Tegeler oder nach dem schönen Müggelsee.

Herzlich war das! Und nun lernte die Südländerin zum ersten Male kennen, daß auch der deutsche Winter seine Reize hat. Noch glücklicher aber war Werner.

Wenn er ihren Arm und ihre Hand nahm, da ging es immer wie ein Schauer durch seinen Körper, und er brauchte alle seine Kraft, um nicht zu verraten, was in ihm so wild gewaltig loderte.

Ahnungslos, naiv, froh wie ein Kind, ging sie an seiner Seite. Sie war beglückt, nun endlich einen Menschen zu haben, dem sie vertrauen durfte und mit dem sie auch ein offenes, ehrliches Wort sprechen konnte.

Wie im Fluge gingen die Stunden dahin. Nie waren sie um Unterhaltungsstoff verlegen. Und nie gab es ein Mißverständnis. Einmal brachte sie das Gespräch auf Bruno.

„Sag, findest du nicht auch, daß er recht nervös ist?“

Werner nidte betrübt, doch schwieg er.

„Sicher arbeitet er zu viel.“

Wieder ein Schweigen.

Da fragte sie ein wenig zaghaft: „Könntest du nicht mal mit ihm ernsthaft darüber reden?“

Betrübt verneinte er. „Das ist vorbei. Auf mich hört er nicht mehr. Zu mir hat er kein Vertrauen mehr.“

Fast erschrocken war sie. — „Ihr waret doch so treue Freunde!“

„Wir waren es, ja. Leider ist das vorbei!“

„Habt ihr euch denn erzürnt?“

„Nein, aber ich habe seine neuen Bilder nicht gelobt.“ Es sollte harmlos klingen, aber es klang herbe, fast hart.

Befremdet sah sie auf. „Wie? Du taugen seine neuen Bilder nichts?“

„Er malt zu viel und zu schnell.“

„Das ahnte ich.“ — Dann eine lange Pause.

Endlich fragte sie: „Aber, was soll denn daraus nur werden?“

Er hob die Schultern. „Es wird so lange gehen, bis er selbst einmal aus seinem Taumel aufwacht; hoffentlich ist es dann nicht zu spät.“

Betrübt schwieg Francesca; sie sah keine Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Am anderen Morgen, als sie bereits für die Partie fertig angekleidet war und auf Werner wartete, ließ sich Konfusel Bettram melden. Einen Augenblick zögerte sie, doch da Werner ja jeden Augenblick kommen mußte, schwand ihre Angst, und sie empfing den Konfusel.

Dreist und harmlos, als ob nichts vorgefallen wäre, trat er näher und begrüßte sie galant.

„Warum strafen Sie mich so, meine Gnädigste? Warum sieht man Sie nie und nirgends mehr?“

Bewundert sah sie ihn an. Sie begriff nicht, wie er nach dem Vorhergegangenen noch in solchen Worten zu ihr sprechen konnte.

Er bemerkte ihr Erstaunen, doch kühn sah er darüber hinweg, und mit gut gespielter Teilnahme fuhr er fort: „Hoffentlich geht es Ihnen nun doch wieder ganz gut. Dem Aussehen nach zu schließen, möchte ich das wenigstens annehmen.“

Da erwiderte sie ruhig: „Dante, ja, es geht mir jetzt besser.“

„Na also, dann darf man ja gratulieren! Hoffentlich sieht man Sie nun auch bald wieder in der Gesellschaft. Glauben Sie mir, Gnädigste, man vermißt Sie sehr dort. Mein Wort darauf.“

Sie schwieg und sah ihn mit leicht ironischem Lächeln dabei an.

Nun begann er mit Eifer und Freude zu erzählen, was alles in den letzten Wochen sich in ihren Kreisen ereignet hatte.

Ganz ruhig ließ sie ihn reden. Was ging das alles sie an? Ihre Gedanken waren anderswo.

Da sie gar nichts erwiderte, fragte er endlich direkt: „Also, meine Gnädigste, darf ich Ihren Freunden die Hoffnung bringen, daß man Sie auf einem der nächsten Feste wieder begrüßen können?“

„O nein!“ sagte sie, „das lassen Sie lieber bleiben! Vorerst mache ich gar nichts mit. Übrigens ist mein Mann, wie Sie ja wissen, gar nicht hier.“

„Aber er kommt, soviel ich weiß, in einer Woche zurück. Also dann werden Sie doch auch wieder mitkommen, nicht wahr?“

„Das vermag ich jetzt noch nicht zu sagen.“

Mit leicht ironischem Lächeln drohte er ihr scherzend: „Lassen Sie Ihren Mann nicht so viel allein ausgehen, meine Gnädigste! Es ist immer gefährlich, wenn ein Mann, der so umschwärmt ist, sich so viel selbst überlassen bleibt!“

Stumm und mit festem Blick sah sie zu ihm hin.

Und er scherzte weiter: „In allem Ernst gesprochen, verehrte Frau, man darf den Männern die Zügel nicht zu locker lassen.“

Da sagte sie mit herber Schlichtheit: „Herr Konsul, Ihr Interesse an unserem Eheglück ist nachgerade fast rührend!“

Wütend biß er die Zähne zusammen, doch er zwang seinen Arger zurück und erwiderte lächelnd: „Sie sollten einen so wohlgemeinten Rat nicht so leicht verschmerzen, meine Gnädigste.“

Sie schwieg, doch sie erhob sich und nahm die Schlittschuhe auf.

Auch er erhob sich. „Pardon, ich will nicht länger mehr stören. Die gnädige Frau hat gewiß Wichtigeres vor.“

„Wichtigeres? Ich erwarte unseren Freund, um mit ihm Schlittschuh zu laufen.“

„Ganz recht, ich weiß — hörte davon, daß die Herrschaften jeden Tag zusammen sein sollen.“

Sie nickte heiter. — „So, das wissen Sie auch schon?“

„Es bleibt so etwas nicht lange verborgen.“ Grinsend sah er sie an.

Immer fröhlicher wurde sie. „Verborgen? Ja, bilden Sie sich vielleicht ein, wir hätten etwas zu verbergen? Nein, Herr Konsul, Sie sind noch ein sehr schlechter Menschenkenner! Wir haben vor der Welt nichts zu verbergen; mein Umgang ist anders als der Ihrige!“

Bleich vor Arger stand er da.

Endlich stotterte er: Verzeihung, Verzeihung! Ich will nicht länger stören! Man hat gewiß Wichtigeres vor!“

„Ja, das ist auch wirklich wichtiger, als mich hier mit Ihnen über derartige Sachen zu unterhalten!“

Ruhig, würdevoll stand sie vor ihm.

Und schnell empfahl er sich dann.

Als sie allein war, kam ein Gefühl der Erleichterung über sie. Ordentlich froh wurde sie, daß sie diesem dreisten Menschen endlich einmal die Wahrheit gesagt hatte. —

Bald darauf kam Werner.

Noch immer hielt ihre frohe Stimmung an.

„Nun, dir ist wohl am frühen Morgen schon etwas sehr Gutes passiert? Du bist ja in prächtiger Laune!“ sagte er.

Weiter nickte sie. „Stimmt auch! Ordentlich leicht ist mir ums Herz.“ Aber weiter sagte sie nichts. Nicht um die Welt hätte sie der Aussprache mit dem Konsul Erwähnung getan. Und er fragte auch gar nicht weiter.

Dann machten sie sich auf den Weg.

Ein herrlicher, frostklarer Wintertag war es. Seit langer Zeit wieder Sonnenschein und fast wolkenlos blauer Himmel.

Als sie in Friedrichshagen auf den Müggelsee gingen, deutete er auf das herrliche Panorama: „Sieh mal, ist das nicht ein reizvolles Bild, diese spiegelblanke, glitzernd-weiße Eisfläche, eingerahmt von dem Kranz der dunklen Nichten, ist das nicht herrlich?“

Sie nickte fröhlich: „Ich will mich von nun an auch niemals mehr beklagen!“

Arm in Arm glitten sie dahin über die glatte, weiße Bahn.

Und das Herz wurde ihm weit und froh, zum Jubeln froh. Und er dachte: Ach, wäre sie mein, wie so schön, so glücklich wollte ich ihr das Dasein gestalten!

Fast drei Stunden blieben sie draußen.

Erst gegen zwei Uhr fuhren sie zurück.

Fröhlich sagte sie: „Das ist ein Sport, den man sich gefallen lassen kann. Man merkt es ordentlich, wie gesund man dabei wird.“

Bergnügt sah er sie an. Ganz rosig sah sie aus. Ach, er hätte sie vor allen Leuten abküssen mögen! Mit Welt und Geschick hätte er haderen können.

Vor dem Haustor trennten sie sich.

Aber sie lud ihn zum Fünfuhrtee ein.

Natürlich würde er kommen!

Dann stürmte er davon. Alles Blut in ihm hämmerte. Rasend pochte das Herz. Ruhe! Um Gottes willen Ruhe!

Aber er rannte weiter. Und der Aufruhr in ihm wurde wilder und wilder von Minute zu Minute. Er lief durch den Tiergarten, dorthin, wo wenig Menschen waren. Dort setzte er sich auf eine Bank und starrte in die blaue, kalte Winterluft.

Was, was sollte daraus werden? Er liebte sie! Er liebte sie mit der ganzen Blut seines wilden, jungen Herzens.

Vergebens, ganz vergebens kämpfte er gegen dies Gefühl, — es war stärker als all seine Willenskraft.

Was sollte daraus werden?

Pünktlich um fünf Uhr war Werner zur Stelle. Gottlob waren keine anderen Menschen da. Nicht einmal Bedienung brauchten sie, denn sie richtete alles ganz allein an.

Plötzlich sah sie ihn an. „Was fehlt dir? Du bist ganz blaß!“

Ja, er war blaß. Aber ihre Frage ließ ihn jetzt erröten wie einen Schulknaaben. Verlegen meinte er, es würde vielleicht ein wenig Erkältung sein, sonst nichts. Dann ging er im Zimmer umher, um sein wildes Herz zu beruhigen. Und während sie den Tee bereitete, sah er sich um in dem Raum.

Wie nett und traulich und anheimelnd das alles hier war. Die Lampen mit leichtem rotem Seidenschleier, so daß alles wie in matt gedämpftem rosa Licht schimmerte. Dazu die bequemen Möbel und weichen Teppiche. Und mitten drinnen, in ruhigschlichter Schönheit, sie, die Einzige, die Angebetete.

O Glück! O Glück! Warum blühte es nicht ihm?

Ach, wie wollte er es hegen und pflegen!

Und er, der andere, der wußte nicht, daß er es hatte! Er achtete seiner gar nicht! Er ließ es daheim in Einsamkeit und in Vergessenheit allein und jagte äußeren Erfolgen nach, ließ sich blenden von Eitelkeit und Tand, während hier zu Hause alle Wonnen des Paradieses seiner harrten! War das möglich? War das nur möglich? Er begriff das nicht —

Langsam ging er umher im Zimmer von einem Gegenstande zum anderen, und es kam ihm vor, als sähe er heute alles mit ganz anderen, mit neuen Augen. Nun stand er vor einem Bild von Brimos. Es war noch eins aus der alten Zeit, als er noch nicht der so gerühmte und gefeierte Mann war.

Es war ein Kunstwerk. Lange blickte er es an, — herrlich war es. Endlich kamen ihm die Tränen, so weh wurde ihm das Herz.

Da rief Francesca vom Tisch her. Der Tee war fertig.

Er nahm sich zusammen und machte sich stark.

Sie saßen sich gegenüber. Noch immer schwieg er.

Während sie ihm die Tasse füllte, sagte sie: „Bruno hat geschrieben; in vier bis fünf Tagen ist er wieder hier.“

Er nickte. — „Dann wird es wohl vorbei sein mit unseren Ausflügen.“

Offenherzig erstaunt sah sie ihn an. „Warum denn vorbei sein?“

„Weil er dich doch dann wahrscheinlich wieder zu all den Festlichkeiten mitnehmen wird.“

„O nein, das ist vorbei, ein für allemal.“

„Du willst ihm ernstlich Widerstand leisten?“

Behmütig lächelte sie.

„Das brauche ich gar nicht mehr; er hat sich schon vollständig daran gewöhnt, ohne mich fertig zu werden.“

Er sah sie an. Ein herber, weher Zug stand in ihrem Gesicht. Zum ersten Male sah er ihn jetzt ganz deutlich.

„Das war ein kurzes Glück“, sagte er plötzlich.

Sie schwieg und sah vor sich hin in die Tasse.

Er sagte weiter: „Nie hätte ich das von ihm geglaubt — nie!“

Wieder schwieg sie. Sie wagte es nicht, jetzt aufzusehen. Raum zu atmen wagte sie. Alles in ihr bebte und zitterte; — sie hatte sich verraten! Sie hatte ihr tiefstes Geheimnis preisgegeben. Was nun?! Angstbeben saß sie da.

Da bat er leise: „Francesca, warum hast du denn kein Vertrauen zu mir?“

Schweigend sah sie ihn an. Ihre Augen standen in Tränen. Und nun wußte er auch nichts zu sagen.

Er preßte die Lippen zusammen und hielt den Atem an, — kaum konnte er jetzt sein Gefühl mehr unterdrücken.

Da begann sie leise: „Bitte, sprich nicht mehr davon, niemals.“

Er nickte nur. — Zum Dank reichte sie ihm die Hand.

Er aber nahm die Hand, preßte sie an seine Lippen und küßte sie heiß und wild. Nun war es um ihn geschehen, — der Sturm riß ihn mit dahin. Nun war es zu spät!

Erschrocken sah sie ihn an und zog die Hand zurück.

„Werner!“ rief sie bebend.

Doch er sank vor ihr nieder, preßte den heißen Kopf in ihren Schoß und flegte in atemloser Hast: „Ich kann nicht anders, Francesca! Bei Gott, ich kann nicht anders!“

Wie betäubt saß sie da. Zu plötzlich, zu gewaltig stürmte alles das auf sie ein. Was sie für Freundschaft gehalten hatte, das war Liebe gewesen. Nun erst sah sie es. Zu spät!

Und so hatte sie den letzten, der ihr blieb, nun auch verloren.

Da richtete er sich hoch und sah sie an mit um Barmherzigkeit flehendem Blick.

Sie aber rief bebend: „Sprich nicht! Sprich nicht!“

Dann erhob auch sie sich. Einen Augenblick standen sie sich mit bangem, stummem Blick gegenüber. Dann reichte sie ihm die Hand und sagte ruhig und still: „Leb' wohl!“

Er zitterte und sah sie flehend an, und er zögerte noch.

Und noch einmal sagte sie: „Leb' wohl, Werner!“

Da neigte er sich, küßte die Hand zum letztenmal, und dann ging er stumm hinaus.

Als sie allein war, schwand auf einmal aller Zweifel und alle Angst. Eins nur gab es jetzt, — fort! Schnell fort!

Noch in derselben Nacht aber packte sie ein, was sie brauchte, und mit dem Frühzug fuhr sie ab nach dem Süden, nach der Heimat, zu der alten Mutter.

14.

Als Bruno von der Reise zurückkam und das Haus leer fand, erschrak er doch heftig. Das hatte er nicht erwartet.

Auf seinem Schreibtische fand er einen Brief. Eilig las er ihn: „Lieber Bruno!

Heute bin ich nach Arco gefahren. Ich ertrug es nicht länger mehr. Bitte, laß mich hier, bis ich mich erholt habe. Ich bin kränker, als Du ahnst. Sowie ich mich besser fühle, werde ich Dir schreiben. Bitte, sei mir nicht böse, daß ich fortgegangen bin! Aber glaub' mir, es ist besser so.

Sei herzlich begrüßt.

Francesca.“

Wütend steckte er den Brief ein. Völlig unvorbereitet traf ihn die Überraschung. — Und sein Gewissen regte sich auch, denn ein leises Schuldgefühl peinigete ihn doch. Sinnend ging er hin und her. Was denn nun beginnen, um einen Skandal zu vermeiden? Ärgerlich war es, sehr ärgerlich!

Aber je länger er alles bedachte und in Erwägung zog, desto ruhiger wurde er nach und nach, und er sagte sich endlich, daß es vielleicht auch wirklich so am besten wäre.

Dann erklärte er den Diensthö-

ten, daß die gnädige Frau im Süden überwintern und erst zum Frühjahr zurückkommen würde.

Dasselbe wollte er auch seinen Freunden sagen, wenn man nach Francesca fragen würde.

So nahm er das Alleinsein nicht allzu schwer. Er hatte ja Arbeit genug, die ihn in Anspruch nahm. Und an Zerstreuung würde es ihm ja auch nicht fehlen. Was wohl die schöne Frau Selberg dazu sagte! Unwillkürlich mußte er lächeln.

Und vergnügt rieb er sich die Hände, denn er meinte, das könne jetzt ein ganz sibles Leben geben.

Als er im Atelier war, ließ sich der Konsul Vertram melden. Fatal, daß er gerade heute kam! Aber fortzuschiden durfte man ihn doch nicht.

Außerst lebhaft trat der Gast ein.

„Also endlich, lieber Meister, endlich zurück?“

Liebenswürdig begrüßte ihn Bruno.

„Wie Sie uns gefehlt haben, das ahnen Sie ja gar nicht! Alle Welt hat nach Ihnen gefragt!“

Ein wenig geschmeichelt lächelte der Maler.

„Aber nun sagen Sie, was macht die Gnädigste?“

„Meine Frau ist ja gar nicht hier.“

„Ach, was Sie sagen!“

Lächelnd nickte Bruno.

„Sie ist verreist.“

„Also doch!“

„Sie wußten es schon?“

„Ein Bekannter von mir

behauptet bestimmt, er habe die Gnädige auf dem Anhalter Bahnhofe im Süd-Express gesehen.“

(Schluß folgt.)

Der kleine Dolmetscher.

Von L. Ewald Kiel.

(Nachdruck verboten.)

Der sonst so vielbeschäftigte Fabrikbesitzer Hugo Banderstraten gönnt sich heute an seinem Schreibtisch kurze Rast. Heiß brennt die Sonne hernieder. Er hat die Vorhänge der Fenster heruntergelassen und nur die Balkontür etwas geöffnet. Angenehmes Halbdunkel, wohlige Stille herrscht im Raum. Leise öffnet sich plötzlich die Tür, die zum Vorraum führt. Eine Fülle von Licht strömt aus dem hellen Raum hinein und umgibt den blonden Kopfen des Kindes, das hereinluft, wie mit einem



Feldoberpostmeister Domizlaff,
der Chef des deutschen Feldpostwesens.



Russische Hindernisse aus Holz statt des Stacheldrahtes.



Der Einsturz des Reimerhager Rathauses. (Mit Text.)

Glorienschein. Die kleine Kelly ist es, das fünfjährige Töchterchen der Schwester des Hausherrn. Sie weist seit vierzehn Tagen im Hause, weil ihre Eltern auf einer Nordlandreise begriffen sind. Onkel Hugo am Schreibtisch wundert sich. Er verhält sich



Vom Schlachtfeld von Verdun:

Die von den Franzosen zerstörte Ortschaft Vionville im Nordosten der Festung.

ganz still, um zu erkunden, was sein Nichtchen herführt. Die Kleine bemerkt ihn nicht. Sie tritt in dem Glauben, allein zu sein, das Zimmer, durchquert in aller Eile den Raum, huscht durch die halboffene Balkontüre hinaus. Dort steigt sie gewandt auf einen Gartenstuhl, beugt sich zum Blumenkasten hinunter und fährt leise koseend mit dem Zeigefinger der Rechten über die well herniederhängenden Blättlein eines niedrigen Rosenpflänzleins, das erst gestern in den Blumenkasten gekommen ist.

Tiefenst betrachtet Nelly einige Sekunden das well aus-

zierliche, schwarzäugige, dunkelhaarige Maid ihm über die Alpen in sein Vaterland gefolgt! Welch



Der Aushungerungsplan gescheitert. (Mit Text.)

schauende Pflänzlein, dann aber beugt sie sich nieder und drückt einen Kuß auf das trauernde Pflänzchen.

„Warum tust du also, Nelly?“ fragt jetzt Onkel Hugo erstaunt.

Schredhaft wendet sich das Kind zuerst. Als dann aber schlägt es treuherzig die

Arbeitsfelbes. Er hatte seine reichliche Arbeit und dachte nicht mehr an Bezeugung seiner Liebe durch Zärtlichkeiten. Er arbeitete, wie er manchmal sagte: nicht für sich nur, nein, mehr noch



Aus den Kämpfen um Verdun:

Gefangene französische Offiziere, deren Ausrüstung sich kaum von der der Mannschaften unterscheidet.

Das Pflänzlein hat Heimweh! Das hat seine Frau gesagt. Sonderbar, denkt der Zurückbleibende. Ihm fallen dabei die Worte seines alten Hausarztes ein, der schon ein Freund der Familie gewesen ist, als er noch ein Kind war. Der fragte gestern mit so eigener Betonung: „Hat Frau Lucia Seelenummer? Sie hat ja hier bei uns verstandeskühlen Küstenbewohnern ihr goldiges Lachen verlernt!“ Die Worte hatten ihn gekränkt, wirklich, und er hatte schnell das Gesprächsthema gewechselt. Wie sollte sein Weib zu einem Seelenummer kommen? Hatte er sie nicht aus ärmlichen Verhältnissen in sein wohlbestelltes Haus geführt! Wie glücklich waren ihre Eltern über diese Verbindung gewesen; denn auch ihnen ward dadurch eine behagliche Altersruhe! Wie gern war die



Sir Roger Casement,

einer der Führer der irischen Freiheitsbewegung. (Mit Text.)

sonnige Tage des Glücks hatten sie auf ihrer Rheinreise mitsammen verlebt. Wieviel Frohsinn hatte sie ins alte Kaufhaus gebracht. — „Mein Sonnenschein!“ hatte er sie dann unwillkürlich nennern müssen.

Allmählich war ihr Lachen verstummt. Es ging genau so zu, wie es vordem bei seinen Eltern gewesen war. Ihm behagte es; denn ihn beschäftigten mancherlei Pläne zur Vergrößerung seines



Geh. Baurat Prof. Dr. ing. h. c. Bruno Schmitz. (Mit Text.)

Augen auf und sagt einfach: „Ich muß dieses Pflänzlein besonders lieb haben!“

„Warum, Kind?“

„Weil — weil es Heimweh hat, das arme Röslein. Siehst du nicht, wie frant es ist, Onkel?“

„Da helfen aber deine Liebesungen nicht, mein Mädelschen!“

„Sag das nicht! Tante Lucia sagte gestern: Da kann nur Liebe und Pflege helfen. Das Röslein hat Heimweh.“

„Ganz recht, Nelly, doch eine Pflanze braucht zur liebenden Pflege einen gründlichen Wasserguß aus der Gießkanne.“

„Wirklich, Onkel? Wird das Röslein dann auch merken, daß ich es lieb habe?“

„Ganz sicher!“

Nelly nickt zustimmend und eilt davon.

für seine Nachkommen und den Glanz des Hauses Vanderstraten. Er glaubte, seine Lucia müsse diesen Beweis seiner Zuneigung mit stolzem Glücksgefühl empfinden.

Und nun diese seltsamen Worte gestern und heute fast deren Bestätigung! Vom Seelenkummer spricht der Arzt zu ihm. Vom Heimweh redet sie zu Nelly! Heimweh, das würde ihn fast tranken! Liebe, Pflege hat sie als Heilmittel für solche Empfindung angegeben. Pflege die hat sie reichlich. Zerstreuung und Geselligkeit liebt sie nicht. Hat sie doch selbst zu ihm gesagt: „Laß uns, bitte, häuslich sein, so viel es geht. Die Freude kommt ja doch nicht von außen, wenn sie echt sein soll. Im Herzen allein liegt der Born der Lebenskraft.“ Liebe, ja, da sind eben die Äußerungen dieses Gefühls sehr verschieden. In ihrem Elternhause ist Lucia allerdings, wie er sich damals sagte, mit Zärtlichkeit verwöhnt worden. Er besinnt sich noch, daß er sogar einmal sich darüber scherzend zu seiner Schwiegermutter geäußert und die ihm geantwortet hat: „Ja nun, lieber Hugo, ich halte es da so, wie der Schriftsteller Bulwer schrieb: Es ist besser, Zärtlichkeiten in ein gutes Herz säen, als Korn in ein Feld; denn die Ernte des Herzens dauert ewig.“

„Onkel Hugo, hat's lange gedauert? Schau mal, ist das genug Wasser?“ fragt atemlos die Kleine und hält ihm mit beiden Händen eine volle Gießkanne entgegen.

„Der Gefragte, der soeben noch ihn erregende Gedanken durchdacht, muß lächeln und antwortet: „Mädele, liebes, das darfst du nicht hinaufgießen. Das ist ja viel zu viel. Sonst ertrinkt dir noch dein Köstchen!“

„O — o — o“, ruft Nelly sichtlich betrübt. „Das ist schade. Fühl mal, wie schwer die Kanne ist! Wollte doch dem Köstlein zeigen, daß ich es wirklich so sehr lieb hab'. Du, Onkel, weißt du, es soll mich dann auch wieder lieb haben und so schöne rote Rosen haben. Nelly riecht die gern, Onkel!“

„Aha, du süßer Kindsopfer! Warte, ich helfe dir bei deinem Liebesgeschäft.“

Da öffnet sich die Tür und Frau Lucia kommt herein. Er staunt bleibt sie stehen. „Du bist hier, Hugo?“ fragt sie sichtlich verwirrt. „Du bist doch sonst zu dieser Stunde nie daheim! Nun hat dich die Nelly wohl recht gestört. Dort sagte mir soeben, sie wäre mit einer vollen Gießkanne hierhergegangen, und da wollte ich“

„Ihr helfen, dem Köstlein das Heimweh auszutreiben! Was? Ja, schau nur, ich scherze, ich bin vergnügt. Ich bereue es nicht, dem Drang nach einer stillen Stunde nachgegeben zu haben! Ich wäre sonst um eine köstliche Plauderei gekommen. Die war lehrreich für mich; denn sie erzeugte in mir arbeitswütigem Menschen besinnliche Gefühle. Hier die Nelly ward zum Dolmetscher für unausgesprochene Empfindungen einer Frauenseele, die mir natürlich entgangen waren und denen ich nach Kenntnis Berechtigung zusprechen muß. Werde mir fortan Nähe geben, ihnen gerecht zu werden, Lieb! Hast du mich verstanden, Herzensweibchen? Habe ich nach diesem Bekenntnis nicht einen Blick wie ehemals verdient?“

Sie sieht zu ihm empor, staunend, wie im schänen Jubel.

„So — so liebst du mich noch wie damals?“ stammelt sie.

„Ein Auf, so wie damals, gibt ihr die beste Antwort. Dabei umfaßt sie sein Arm und er spricht flüsternd: „O, du dummes, kleines Weibchen! Ich liebe dich ja noch weit mehr. Könnte mir ein Dasein ohne dich nicht denken.“

Derweil hat Nelly schon etwas Wasser auf ihr Köstlein gegossen und ruft voll Freude: „Onkel Hugo, Tante Lucia, seht mal an. Sieht es nicht schon ganz munter aus! Hat es noch Heimweh, Tante Lucia?“

„Rein“, antwortete die Gefragte. „Nun bleibt es gern bei dir. Es merkt deine Liebe!“

Der Pessimist.

Ein Münchner Geschichtchen von Fritz Müller.

(Nachdruck verboten.)

Ich hatte mir fest vorgenommen, nicht vom Krieg zu reden. Es genügt ja, wenn man an ihn denkt. Der Krieg ist dafür denkbar, denn zerredet wird er ohnehin genug. Aber da hob neben mir ein wildfremder Mensch den Maßkrug auf und sagte: „Proßt, Herr Nachbar, auf daß der Hindenburg den Zar'n bald fürfangt.“

„Ja ja“, sagte ich etwas befangen, „proßt!“

„Oder glaub'n S' des vielleicht net?“ sagte er drohend.

„Doch, doch.“

„Und i sag' Cahna, des is no' des mindeste, was der Hindenburg macht, der fangt 'n Köni' von England und den Boanerkarl (Poincaré) von Paris an einem Tag z'samm, oder glaub'n S' des vielleicht net?“

„Doch, doch.“

„Und 'n Köni' von Italien, den schnupft er mit der hohl'n Hand 'nauf, wenn er jetzt schon möcht, der Hindenburg.“

„Na, na.“

„Was, des glaub'n S' net, — ja, was san denn Sie für ein unpatridischer Mensch, Sie, — aber i hab mir's vorhin scho' denkt, daß Sie so oaner san, wie Sie sich herg'setzt ham mit Ihrer windigen Halben Bier.“

„Es kann eben nicht jeder den gleichen Durst haben wie Sie“, verteidigte ich mich und schaute auf die drei Maßkrüge, die neben ihm standen.

Eine königliche Hofbräuhauskellnerin kam vorbeigewalzt und griff nach zweien dieser Literkrüge.

„Halt, halt!“ beehrte mein Nachbar energisch auf und legte seine Taten auf zwei Bleidedel, „bloß der oane is leer, der zwote is a Reservemaß.“

„Aha, ham S' Angst, daß 's Plakat bald aufhäng'n!“ sagte die Kellnerin und walzte davon.

„Halt!“ schrie er ihr nochmal nach, halt!“ und trank den vor ihm stehenden Krug mit einem tiefen Zug leer, „so, jetzt können S' glei' die zwei auffüll'n lass'n.“

„Wiß'n S'“, wandte er sich wieder versöhnt zu mir, „wiß'n S', ma' kann net wiß'n, ob dös Malesizplakat —“

„Welches Plakat?“

„Was, dös wiß'n S' aa net? Ham denn Sie die ganz' lezt' Boch träumt, wo von nix anders die Red' is, als von der künstlichen Biereinschränkung, jekmarndjosef!“ schrie er voll Entsetzen auf, „'s Plakat, 's Plakat!“

Am Schenktisch vorne wurde ein großes, weißes Plakat aufgehängt: „Wegen Beschlagnahme unseres Bieres für die Soldaten im Feld kann erst wieder von fünf Uhr an ausgeschenkt werden.“

„Aber Kathl“, empfing er die Kellnerin, die mit den leeren Krügen zurückkehrte, „aber Kathl, hätt'n S' Cahna net a bisserl mehr eil'n können!“

Auch die Kathl sah aus, als ob sie eine Schlacht verloren hätte: „Ja, mei', Herr Kreuzhuber“, sagte sie, „i' hab' mir net denkt, daß die erlaubten Hektoliter scho' so früh gar word'n wär'n, aber Sie ham ja no' a Reservemaß.“

„Moana denn Sie, daß die oane Maß bis fümfe langt!“ schrie sie der Herr Kreuzhuber an. Eine namenlose Angst zitterte in seiner Stimme. Die Kathl flüchtete. Ich blieb noch eine Weile bei ihm sitzen. Er tat mir leid. Lange schwieg er. Immer düsteter sah er vor sich hin. Zweifelnd wiegte er jetzt den schweren Kopf und einen kleinen Seufzer schied er voraus.

„Wenn die G'schicht' nur gut ausgeht, Herr Nachbar“, sagte er langsam.

„Welche Geschichte?“

„Die G'schicht' mit'm Hindenburg, — i' glaub' allaweil, er hat i' a bisserl gar z'viel vorg'nommen, jek' will er gar 'n Zar'n fürfanga, der Herrgottsfaxendi.“

Ich versuchte mein Erstaunen zu verbergen.

„Ja, und den Köni' von England und den Boanerkarl von Paris will er aa auf amal z'sammfanga; wenn des nur guat 'nausgeht, wenn des nur guat 'nausgeht —“

„Aber hören Sie mal —“

„Ja ja, Sie ham leicht red'n, was moanen S' denn, was des für a Arbeit macht; und 'n Köni' von Italien will er aa fanga; werd'n S' sehn, Herr Nachbar, werd'n S' sehn, des geht schlecht 'naus.“ Er nahm einen Tröstungsschlud. Sehr vorsichtig, denn bis fünf Uhr war noch eine lange Zeit.

„Es wird nicht so schlimm werden“, sagte ich, wie man einen Leidtragenden tröstet, und stand auf, um zu gehen. Traurig in die Zukunft blickend schaute er mir nach.

Im Hinausgehen sah ich, wie sich die berühmten Hallen leerten. Trostlose Gesichter sah man überall. Auf den Langbänken schaute es aus, als hätten schwere Granaten große Lücken gerissen. Scheu umhastete da und dort noch einer eine gereckte Maß, mißtrauisch nach Leichensflederern spähend.

Kurz nach fünf Uhr kam ich wieder am Hofbräuhaus vorbei. Will doch noch einmal rasch durchgehen, dachte ich. Das Unglücksplakat am Schenktisch war entfernt. Das alte Leben brauste wieder durch die Hallen.

Und dort sah auch noch der Herr Kreuzhuber. Eifrig redete er auf ein paar andachtsvolle Hörer ein. Mit zuversichtlichen Gebärden, die keinen Widerspruch duldeten. Und eine schäumende Maß stand vor ihm. Durch eine leere Maske im unendlichen Gewebe der Hofbräuhausgespräche kam eben ein Satz vom Herrn Kreuzhuber zu mir herübergeschlüpft:

„... und i sag' Cahna, des is no' des mindeste, was der Hindenburg macht, der fangt 'n Köni' von England und den Boanerkarl von Paris an einem Tag z'samm ...“

Gesundheitsschädliche Wirkung des Traums.

Wie jedem hinlänglich bekannt, ist der Traum eine Begleiterscheinung des Schlafes und allen Menschen eigen; es gibt keinen, der in seinem Leben nicht schon öfter einen Traum gehabt hätte. Aber es gibt auch keinen Menschen, der sich nicht über den Traum seine eigene Gedanken gemacht und der nicht gern Licht oder Aufklärung über den Traum haben möchte. Daher

Bezirgsbild.



Wo bleibt Mutter?

handeln wir gewiß im Einverständnis aller Leser, wenn wir den Traum einer eingehenderen Betrachtung unterziehen. Von Alters her wird dem Traume eine nicht geringe Bedeutung zugeschrieben; er sollte den Menschen vornehmlich zukünftige Dinge offenbaren; der Traum befähigte demnach die Menschen, in die Zukunft zu schauen. Doch waren die meisten Menschen nicht klug genug, den Traum zu verstehen; daher mußten ihnen erst besonders kundige Leute den Traum deuten. Das Gewerbe der Traumdeuter stand im Altertum in hoher Blüte; selbst Könige hielten sich Traumdeuter gegen hohes Gehalt. Nach der biblischen Geschichte über den Traum Pharaos von den sieben schweren und den sieben leichten Jahren wissen wir, daß der Traumdeuter die Ökonomie der Natur richtig vorausgesagt hatte. Derartige Umstände sicherten dem Traum eine übernatürliche Bedeutung in allen Kreisen. Später wurde die Bedeutung des Traumes eine noch höhere, und zwar dadurch, daß man ihn für eine göttliche Eingebung hielt. Besonders die jüdische Mythologie wurde von dieser Anschauung beherrscht. Das Christentum verdrängte aber bald wieder die Auffassung, daß Gott den Menschen im Traum erscheine und es blieb nur im Volksglauben die Meinung des Altertums über die Bedeutung des Traumes bestehen. Danach schloß man aus gewissen Träumen auf natürliche oder seelische Ereignisse, wie Ärger, Freude, Trauer und Misse. Allgemein verbreitet ist heute noch die Meinung, daß Träume von schwarzen Pflaumen oder Kirchen Trauer bedeuten und Träume von Toten Regen oder Schnee ankündigten. Dem Volksglauben trägt selbstverständlich auch das Gewerbe durch Verbreitung von Traumbüchern Rechnung; doch werden solche Bücher heute im allgemeinen wenig gekauft, höchstens benutzen sie junge Mädchen zum Vergnügen; die meisten Menschen nehmen die Träume als Naturprodukt und denken: „Träume sind Schäume.“

Nahm nun auch längst das Volk den Traum für etwas Selbstverständliches, so beschäftigten sich die Männer der Wissenschaft um so eifriger mit ihm. Schopenhauer besonders schenkte dem Traum seine Aufmerksamkeit und erklärte ihn schließlich aus dem immer regamen Willen zum Leben. Dieser Wille erweckt nicht nur im Innern während des Schlafes die Vorstellungen und Gedanken, sondern es sei gleichsam, als ob die Bilder von außen her durch den Schädel ins Gehirn eindringen, daher eine Verbindung des Geistes mit der Außenwelt nicht aufgehoben sein könne, wenn der Mensch schläft. Schopenhauer erklärt zwar den Traum nicht, schreibt ihm aber auch eine hohe Bedeutung zu und leistet somit der Auffassung Vorschub, daß der Mensch im Traume hellsehend ist.

Eine wesentlich andere Erklärung des Traumes gibt dagegen die moderne Physiologie und Psychologie. Zwar weiß die Wissenschaft über den Schlaf, der doch den Traum zeitigt, nichts Bestimmtes, aber sie weiß, daß der Schlaf eine Folge der Ermüdung des Organismus ist, welcher zu seiner Kräftigung seine Tätigkeit teilweise verlangsamt und einstellt. Die gesamte Muskulatur ruht gänzlich, während die Atmungs-, Verdauungs- und Blutkreislauforgane ununterbrochen tätig sind; Nerven, Mark und Hirn vermindern ihre Tätigkeit nur und demgemäß bleiben alle Sinne bis zu einem gewissen Grade rege.

„Die physiologische Natur des Schlafes“, sagt Wundt in seinen Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele, „können wir um so mehr unerörtert lassen, als sie im ganzen wenig aufgeklärt ist, abgesehen von dem Gesichtspunkte, daß der Schlaf zu jenen periodischen Erscheinungen des Lebens gehört, die überall im zentralen Nervensystem ihre Quelle haben. Daneben ist es auch für die

psychische Seite des Lebens wichtiger teleologischer Gesichtspunkt, daß im Schlafe die im wachen Zustande durch die Arbeitsleistung der Organe verbrauchten Kräfte sich wieder herstellen. Diesem wichtigen Zweck, dem der Schlaf dient, steht sein Begleiter, der Traum, nicht selten hindernd im Wege.

Lebhafte und unruhige Träume pflegen die erholende Wirkung des Schlafes zu beeinträchtigen. Die Traumerscheinungen selbst aber machen es wahrscheinlich, daß der Eintritt dieses den Schlaf mehr oder minder störenden Zustandes durch eine gesteigerte Reizbarkeit der Sinneszentren des Gehirns oder einzelner Teile desselben veranlaßt wird, die ihrerseits vielleicht wieder in der während des Schlafes gestörten Blutzirkulation dieses Organs ihren Ursprung hat. Dafür spricht, daß krankhafte Veränderungen des Blutes, wie sie beispielsweise im Fieber stattfinden, beträchtlich die Traumerscheinungen steigern oder sogar ihnen ähnliche Erscheinungen, sogenannte Fieberdelirien, während des wachen Zustandes hervorbringen.

Hiermit ist der wesentliche Charakter der Traumvorstellungen schon angedeutet: dies sind Sinnesäuschungen; sie gleichen in der Stärke ihrer Wirksamkeit den Empfindungen der unmittelbaren Sinneswahrnehmungen und werden daher von den Träumenden für solche gehalten. Ihren Hauptbestandteilen nach sind sie Erinnerungsbilder, wobei aber wegen des regellosen Spieles der Assoziationen Fernes und Nahes, jüngst vergangene und weiter zurückliegende Erlebnisse beliebig miteinander vermischt werden können. Darum hat der Traum mit der normalen Phantasietätigkeit insofern eine oberflächliche Ähnlichkeit, als er häufig die Erinnerungen zu neuen und ungewohnten Verbindungen zusammenfügt. Dagegen fehlt bei ihm durchgängig der planvolle Zusammenhang der Vorstellungsbilder, der das tiefere Unterscheidungsmerkmal der Phantasie von der Erinnerungstätigkeit ausmacht.“

Nach dieser Erklärung ist der Traum ein an und für sich unvollkommenes Gedankenbild, welches im Gehirn entsteht und von hier aus die Sinnesnerven erregt bzw. reizt. Hauptsächlich wird der Gefühlsinn erregt, ferner der Gefühlsinn und Gehörsinn. Erfahrungsmäßig ist die Sinnesreizung während des Traumes eine gesteigerte und daher eine anstrengende. Dieser Anstrengung sind besonders das Gehirn und die Gesichtsnerven ausgesetzt. Infolgedessen entsteht Benommenheit im Kopfe, ja nicht selten Kopfschmerz, und bei Personen, die zu Augenkrankheiten neigen, sind leichte Rötungen bzw. Entzündungen der Augen nach einer traumvollen Nacht zu beobachten, die in der Reizung der Gesichtsnerven ihre Ursache haben. Sind weitere Nervenkomplexe durch den Traum erregt worden, so wird nach dem Erwachen Abgemattetsein und Müdigkeit empfunden werden. Wiederholen sich derartige Träume oft, so ist das ein Zeichen dafür, daß der Schlaf nicht normal ist, und nicht unbedeutende gesundheitliche Störungen können durch Träume entstehen.

Infolgedessen — wir wissen aus eigener Erfahrung, daß wir bei leisem Schlaf, also im Schummer oder Halbschlaf mehr träumen als im festen und tiefen Schlaf. Daraus geht hervor, daß wir bei dem fortgesetzten Träumen nur wenig schlafen; denn sobald wir fest schlafen, würden wir nicht träumen, wenigstens nicht viel und nicht anstrengend. Um des Träumens überhoben zu sein, müßten wir also gut schlafen. Können wir das nicht, so sind die Bedingungen des Schlafes nicht vorhanden: entweder sind wir nicht gehörig müde oder wir sind überanstrengt, unser Nervensystem oder unser Blut ist nicht ganz normal. Alsdann ist es unsere Aufgabe, unseren Körper und Geist wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Das geschieht am besten durch eine naturgemäße Lebensweise, welche in ausreichendem Maße Bewegung und Ruhe erfordert, Licht, Luft und Reinlichkeit bedingt und eine vernünftige Ernährung zur Grundlage hat.

Vermißt.

Wie schrieben uns das schlimme Wort: „Vermißt“, Und keiner weiß, wie du gestorben bist.

Ein wenig Hoffnung blieb — wir schauten aus, Es fand kein Wort von dir den Weg nach Haus.

In langer Tage, langer Nächte Not, Starb alle Hoffnung müden, schweren Tod.

Und weiß kein Mensch um deine Qual und Wunden, Herrgott, du weißt um seine letzten Stunden.

Du kannst auch heut' durch bitterm Todes Ähren Die deinen wie im Traum zum Frieden führen.

So gibt mir eine starke Zuversicht, Daß sie im Dunkel mir als einzig' Licht:

Daß deine Gnade dort am größten ist, Wo wir nichts wissen als das Wort: „Vermißt“.

Clara Brich.

Der Einsturz des Leitmeritzer Rathhauses. Die schöne Elbestadt Leitmeritz hat durch den Einsturz ihres alten Rathhauses einen schweren Verlust erlitten. Es war eines der ältesten Gebäude der Stadt und bildete mit seinen Laubengängen eine Sehenswürdigkeit und zugleich einen Schmuck. Seine Entstehungsgeschichte reicht bis auf das Jahr 1235 zurück. Durch den Einsturz wurde der Sitzungssaal mit seinem alten, reichen Holzschnitt und das Gewerbmuseum mit wertvollen historischen Sammlungen vernichtet. Als Ursache wird Altersschwäche bezeichnet.

Der Auswanderungsplan gescheitert.

Mit dieser Unterschrift wurde uns die nebenstehend abgebildete Postkarte vom westlichen Kriegsschauplatz übermittelt, womit die tapferen Feldgrauen den Beweis erbringen wollen, daß der Auswanderungsplan der Engländer bis jetzt keinen Erfolg zu verzeichnen hat, indem sie sich vergnügt ihre eben empfangene Brotkrone schmecken lassen.

Geh. Baurat Professor Dr. ing. h. c. Bruno Schmitz, der Erbauer des Leipziger Völkerschlachtdenkmals, starb in Charlottenburg im Alter von 58 Jahren. Die Tonhalle in Zürich, das Landesmuseum in Linz, die Kaiserdenkmäler auf dem Kyffhäuser und an der Porta Westfalica, bei Koblenz und in Halle, das Düsseldorfster Bebauungsplan und der Mannheimer Friedrichsplatz sind Marksteine seines hervorragenden, kraftvollen Schaffens.

Sir Roger Casement, einer der Führer der irischen Freiheitsbewegung, wurde nach englischen Meldungen entdeckt und gefangen genommen, als er im Begriff war, Waffen und Munition in Irland zu landen; sein Schiff wurde versenkt. Er war früher britischer Generalkonsul und wurde weltbekannt durch den Mordanschlag auf den Dampfer „Kaiserin“, den Dampfer „Kaiserin“ durch Besetzung dinge wollte.

Allerlei

Seine Definition. Willy: „Papa, was ist denn eigentlich ein Sklave der Mode?“ — Papa: „Ein Mann, der eine Frau und eine paar erwachsene Töchter hat, mein Sohn.“

Ein goldenes Wort Friedrichs II. über Schmeichelei. „Die Schmeichelei hat selbst die schändlichsten Tyrannen vergöttert, für Gold ihnen Tugenden angelogen. Hätte Cartouche (ein berühmter Straßenräuber in Paris) oder Catilina (ein Vaterlandsverräter der alten Römer) sich eine Krone aufgesetzt, es würde ihnen nie an Schmeicheleien gefehlt haben.“ E. A.

Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Während Kassim Pascha Kriegsminister in Ägypten war, legte er großen Wert auf ein wohlgepflegtes Äußere seiner Offiziere und erließ u. a. den strikten Befehl, daß keiner von ihnen sich öffentlich zeigen dürfe, bevor er rasiert wäre. Eines Tages fuhr an einem Offizier vorüber, der entschieden nicht rasiert war. Er ließ seinen Wagen halten und fuhr den Ungehorsamen an: „Zu welchem Regiment gehören Sie?“ — Erwiderte stotterte der Überraschte hervor: „Zu dem sombabweischen Regimente in Abbafeuh.“ — „Steigen Sie sofort zu mir in den Wagen“, befahl Kassim Pascha. „Ich werde Sie selbst ins Zeltlager bringen und für Ihre öffentliche Bestrafung Sorge tragen.“ — Wohl oder übel gehorchte der Arme und fuhr sehr getrübt an der Seite seines gestrengen Chefs dahin, bis dieser auf einmal halten ließ und ausstieg. Der Gefangene hörte ihn zum Rutscher sagen, er habe eine Besorgung, die ihn einige Zeit aufhalten werde. In halber Verzweiflung schaute der Offizier sich nach irgendeinem rettenden Ausweg um. Da fiel sein angstvoller Blick auf einen Vorberladen dicht neben ihm. Es war ein Wagnis auf Leben und Tod, aber er sprang aus dem Gefährt und in den Laden und hatte ein hastig geflüstertes Zwiegespräch mit dem Inhaber, demzufolge die anwesenden Kunden warten mußten und er zuerst bedient wurde. Dann sprang er ebenso behend zurück in den wartenden Wagen — nur ohne seinen Bart. Als Kassim Pascha sich zu ihm gesellte und die Fahrt fortgesetzt wurde, sah der Offizier zusammengedrückt da und hatte den unteren Teil seines Gesichts in der hohlen Hand verborgen — ein Bild hoffnungsloser Ergebung. Ohne Aufse halt ging's nun nach dem Lager. Kein Wort wurde während der ganzen Fahrt zwischen dem Minister und seinem Gefangenen ausgetauscht. Ersterer richtete sich bei der Ankunft im Wagen auf und befahl einem dienstfertig herantretenden Leutnant, das ganze Offizierskorps zu einer Gerichtsverhandlung herbeizurufen. Er selbst unterhielt sich, neben dem Wagen auf und ab gehend, mit einem greisen Stabsoffizier, bis sich alle Herren auf dem Platze versammelt hatten. Dann wendete er sich nach dem Gefangenen um und rief ihm ärgerlich zu: „Nun

hierher, Sie Mann mit den Bartstoppeln!“ — Aber siehe da, dem Wagen entstieg ein tadellos rasierter Leutnant, der ihn mit verwundert fragenden Blicken ansah. Im ersten Augenblick stutzte der Gefoppte. Da er aber Sinn für Humor hatte, lachte er gleich darauf belustigt auf und sagte: „Meine Herren, Ihr alter Kriegsminister hat sich zum Narren machen lassen und Ihr junger Kamerad wird zum Hauptmann befördert.“ E. D.

Gemeinnütziges

Gedämpfte Frühkartoffeln. Etwa 18—20 gleich große frische Kartoffeln werden gut geschält, in eine flache Kasserolle getan und mit einem Liter Fleischbrühe übergossen. Sodann pflückt man 125 Gramm frische Butter in kleine Stücken darüber, legt einen Deckel auf und dampft die Kartoffeln so langsam weich. Kurz vor dem Anrichten wird noch 1 Eßlöffel feingehackte Petersilie darüber gestreut.

Das Anfaßen junger Tauben ist ein Fehler. Sie verlassen dann das Nest zu früh, treiben sich auf dem Schlag herum und werden von den anderen Tauben gebissen. Die Alten hören dann auch mit der regelmäßigen Fütterung auf, und wenn die Jungen nicht zugrunde gehen, bleiben sie doch merklich in ihrer Entwicklung zurück.

Abgeblühte Naleen pflanzt man nach dem Abblühen am besten mit dem Topf an eine nur von der Morgensonne gestreifte Stelle im Garten. Ein geeigneter Platz würde der Rand eines Beetes sein. Man halte sie mäßig feucht und man wird im kommenden Jahre eine kräftige Entwicklung neuer Blüten beobachten können.

Um das Auswachsen der Zwiebeln für den Küchengebrauch zu verhindern, hänge man feste, gesunde Zwiebeln in Netzen oder Beuteln einige Tage in die Räucherammer. Der Geschmack bleibt unverändert, das Auswachsen wird zurückgehalten.

Bekommt der Tabak einen Hagelschlag, so kann er immer noch bis Mitte Juli nachgepflanzt werden. — Älterer Tabak treibt auch Geizen, aus denen man wieder Blätter ziehen kann. Hierzu ist aber die Genehmigung der Steuerbehörde erforderlich.

Ladierte Möbel dürfen niemals mit warmem Wasser gereinigt werden, da der Lack sonst Sprünge bekommt. Man reibt die Möbel mit einem leinenen, mit Baumöl befeuchteten Lappen ab. Matt gewordene ladierte Möbel bestreut man mit Mehl und reibt sie mit einem wollenen Lappen glänzend.

Blutreinigungstee. Je 6 Gramm Wegwarte, Quecke, Löwenzahn und 4 Gramm zerstoßener Fenchel werden gemischt. Hieraus bereitet man in der üblichen Weise einen Tee und trinkt morgens und abends je eine Tasse voll.

Logogriph.

Ich bin ein Baum
Im weiten Raum.
Wenn E am Kopfe steht.
Sich E dafür,
Und sich an mir,
Wie Früchtes vergeht.
Julius Fald.

Kreuzscharade.

1 2
3 4

Es nennt 1 2 ein Säugtier,
Im Fische sucht 3 und 4.
1 4 ist Stadt im deutschen Land,
Als Blume ist 3 2 bekannt.
Und kommt zusammen 2 und 4.
Dann sendet es der Himmel dir.
Julius Fald.

Möbelsprung.

	lauf	tracht			wal-	sich	
hin-	die	rich	im		durch	kert	we- ge-
ried-	der	auf	die	rü-	be-	ben	ten zu
well	un-	hält	und	o-	ten	gung	zwei steht
ist	ruh'	wer	wer		o-	ben	hal- sind
	sich	ten				die	fuch'

Hans v. d. Müll.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Scharade: Lauf, Stein, Lausstein.
Des Silbenrätsels: Beate, Lotto, Wartburg, Abel, Lermonow, Infant, Zaandam, Arras, Kanno, Negus, Emden. — Below, Gallwitz, Radenien.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Carl Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Tübingen.